

«Auch schöne Bilder sind mit schrecklichen Geschichten verknüpft»

Historiker Matthieu Leimgruber hat den Bericht zur Bührle-Sammlung verfasst. Er wehrt sich gegen die Kritik und sagt, Geschichtsschreibung sei kein moralisches Tribunal. **Interview: Martina Läubli und Urs Hafner**

NZZ am Sonntag: Herr Leimgruber, Sie benutzen ein Wortmonster: den Bührle-Zürich-Komplex. Was meinen Sie damit?

Matthieu Leimgruber: Meine Wendung spielt auf ein Zitat an: 1939 prophezeite ein Berater dem Waffenhändler Emil Bührle, er könne mit dem Aufbau einer Kunstsammlung dafür sorgen, «dass Bührle-Zürich zu einem Wallfahrtsort der bildenden Kunst» werde, der auf Augenhöhe mit Oskar Reinharts bedeutender Sammlung Römerholz in Winterthur sei.

Und was bedeutet «Komplex»?

Damit meine ich die vielfältigen Verflechtungen Emil Bührles mit der Zürcher Elite. Er war kein Aussenseiter, wie immer wieder gern behauptet wird, sondern über zahlreiche Netzwerke bestens mit der Stadt verknüpft. Er war verbandelt mit den «Finanzprätorianern», der Finanzelite der damaligen Grossbanken, welche die Zürcher Kunstgesellschaft dominierten. Er war befreundet mit Nazi-Sympathisanten und konnte Politiker aller Couleur für seine Anliegen mobilisieren. Bührle hat mit vier Stadtpräsidenten zusammengearbeitet, drei davon waren Sozialdemokraten.

Spielen Sie mit dem «Komplex» auch auf das heutige Zürich an?

Genau, auf die Intrigen, Macht- und Hahnenkämpfe, die ich als Exot aus der Romanze beobachten konnte. Aber reden wir über die Sache: Bührle war zwar ein skrupelloser Opportunist, der profitierte, wo er nur profitieren konnte, von der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft natürlich besonders. Mit den Sowjets machte er nach 1945 nur keine Geschäfte, weil er sonst keine mehr mit den USA hätte machen können. Aber man will bis heute nicht sehen, dass Bührle ein Produkt der Zürcher Eliten ist, ohne die sein Aufstieg nicht möglich gewesen wäre. Es ist paradox: Die Quellen, welche diese Verflechtungen belegen, sind vorhanden, aber man bleibt auf Bührle fixiert. Wieder wird eine Chance verpasst.

Eine Chance wofür?

Sich dieser komplexen Geschichte zu stellen! Wir erleben schon wieder eine Bührle-Empörungswelle. Schon 1944 prangerte die NZZ den «betrügerischen Kunsthandel» an, worauf Bührles engster Berater, der jüdische Kunsthändler Fritz Nathan, mit einer Gegenanstellung reagierte. 1990 kritisierte die «New York Times» die Welttournee der Werke der Bührle-Stiftung. Als ein Jahr später die Historiker Jean-François Bergier und Marc Perrenoud in Zürich eine Pressekonferenz gaben, um Archivaldokumente zu Bührles Waffenexporten zu präsentieren, kam kein einziger Zürcher Journalist. 2002 war Bührle wieder Thema, diesmal im Bergier-Bericht, der bereits eine vertiefte Provenienzforschung zu den Bildern forderte. Diesmal blockte die SVP die Diskussion ab. Sie fuhr eine Kampagne gegen die UEK, die Historikerkommission zum Zweiten Weltkrieg. 2015 wurde mit dem Erscheinen des «Schwarzbuchs Bührle» eine weitere Chance für eine Debatte vergeben.

Und was läuft heute schief?

Die Forderung nach einer kritischen Provenienzforschung, nach der minutiösen Rekonstruktion der Geschichte einzelner Bilder, ist notwendig. Dagegen habe ich nichts, im Gegenteil. Aber diese berechtigte Empörung sollte eben nicht vom Bührle-Zürich-Komplex und den noch kaum bekannten Strukturen und Figuren der damaligen Kunstmärkte ablenken. Zudem gibt es seit über einem Jahr Polemik und eine Kampagne gegen meine Arbeit, die mit einem Angriff auf die universitäre Forschung verknüpft wird. Die Kritik kommt für einmal nicht von rechts, sondern von links. Simon Erlanger hat im Wochenmagazin «Tachles» zu Recht darauf hingewiesen, historische Aufarbeitung tue not, aber es findet kaum eine sachliche Diskussion statt.



Waffen für die Welt: Emil Bührle (ganz rechts) empfängt den letzten Kaiser Abessinien Haile Selassie I. 1954 in der Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon Bührle & Co., wo Selassie auch die 20-Millimeter-Fliegerabwehrkanone vorgeführt wird.

Ihre Forschung steht in der Kritik, weil Sie sich den Änderungswünschen Ihrer Auftraggeber – Stadt und Kanton Zürich und Bührle-Stiftung – nicht widersetzt hätten.

In manchen Medien wurde kolportiert, die Auftraggeber hätten in den Text eingegriffen, aber das stimmt nicht. Sie haben kritisiert und kommentiert, aber nie Anweisungen gegeben, dieses oder jenes Wort zu streichen. Es handelte sich schlicht um Nachfragen zu kontroversen Themen, die Hoheit über den Text lag stets bei uns Autoren. Einige Medien haben sich auf Reizwörter eingeschossen mit dem Effekt, dass nun über den Bührle-Zürich-Komplex nicht diskutiert wird. Wir hatten übrigens einen wissenschaftlichen Beirat: Ein halbes Dutzend Kolleginnen und Kollegen haben den Text gelesen und kommentiert. Die Auftraggeber hatten nie exklusiven Zugang dazu.

Apropos Reizwort: Was sagen Sie zu Bührles Antisemitismus?

Ganz einfach: Emil Bührle war so antisemitisch wie das Zürich seiner Zeit. Nach 1933 fragte die Universität Zürich ausländische Studierende nach ihrer Religionszugehörigkeit, um die sogenannten «Ostjuden» auszuschliessen. Und noch 1955 diskutierte der Verwaltungsrat einer Zürcher Versicherungsfirma darüber, ob es in Ordnung sei, einen Direktor anzustellen, der zu einem Achtel Jude sei. Was an Bührle aber mindestens so problematisch ist: Er sprach nie über Demokratie, nur über Freiheit. Er hatte gute Gründe dafür: Er wollte frei sein,

“

Man will bis heute nicht sehen, dass Bührle ein Produkt der Zürcher Eliten ist, ohne die sein Aufstieg nicht möglich gewesen wäre.

um ungehindert mit Waffen und Kunst seine Geschäfte zu machen.

Ein Gutachten ist zum Schluss gekommen, das Forschungsprojekt sei von Anfang an falsch in die Wege geleitet worden: Die Auftraggeber hätten sich strikt heraushalten müssen.

Ja, der Steuerungsausschuss war keine gute Idee, das haben die Auftraggeber inzwischen selbst zugegeben. Für mich war dieser Ausschuss ein Resonanzboden, der mir Einblick in die Kulturpolitik verschaffte. Interessant dabei war, dass ich hier dieselben Interessen, Akteure und Verflechtungen angetroffen habe wie jene, die man in den Quellen findet: die Politik, die Zürcher Kunstgesellschaft, das Kunsthaus sowie die Familie Bührle. 1940 galt das Kunstmuseum Basel als Konkurrent, heute ist es das Musée d'Orsay in Paris. Dies erlaubte mir, den Bührle-Zürich-Komplex besser zu verstehen.

Wenn Sie sich die Bilder im Kunsthaus anschauen, was geht Ihnen durch den Kopf?

Dass die bewegte und tragische Geschichte des 20. Jahrhunderts hier angekommen ist. Entweder man ignoriert sie weiter – oder man akzeptiert sie und stellt sich ihr. Mit dem Informationsraum zu Bührle stehen wir aber erst am Anfang dieser Auseinandersetzung.

Der Raum belässt die Verstrickungen des Kunstmarkts mit dem Nationalsozialismus im Hintergrund.

Ja, die Vermittlung der Forschungserkenntnisse sollte verbessert werden, zum Beispiel auch mit Führungen. Das geschieht bereits. Schon Anfang 2019 hatten wir dem Steuerungsausschuss vorgeschlagen, die Geschichte der beiden Sammlungen Bührle und Merzbacher zusammen zu thematisieren – Werner Merzbacher musste als Knabe vor den Nazis in die Schweiz flüchten. Bis jetzt ist nichts passiert. Das Kunsthaus könnte sich das Museum Rietberg zum Vorbild nehmen, das den umstrittenen Kunstsammler, Bankier und Mäzen Eduard von der Heydt kontextualisiert hat. Immerhin wird nun die Geschichte der Zürcher Kunstgesell-

Matthieu Leimgruber



Matthieu Leimgruber ist seit 2015 Professor für Geschichte der Neuzeit und Schweizer Geschichte an der Universität Zürich. Er leitete den Forschungsbericht «Kriegsgeschäfte, Kapital und Kunsthaus» über Emil Bührle (online verfügbar). Jetzt arbeitet er zur Geschichte der Superreichen der Schweiz und lokalen Eliten. Der Sozial- und Wirtschaftshistoriker startete seine akademische Laufbahn in Lausanne.

schaft erforscht – von Lausanner, nicht von Zürcher Historikerinnen.

Nun kommt die Forderung auf, die Bilder von der Kontamination durch Bührle zu befreien. Die Sammlung solle von der öffentlichen Hand übernommen werden, Bührles Name verschwinden. Was halten Sie davon?

So würde man die Geschichte auslöschen, das wäre erinnerungspolitisch fatal. Wir können uns nicht vor der Diskussion und der Vermittlung des Bührle-Zürich-Komplexes drücken. Und nochmals: Das Kunsthaus ist nur einer von vielen Bührle-Orten, die weiter erforscht werden müssen.

Welche Orte sind das?

Zum Beispiel der Bleicherhof, der Sitz von Bührles Privatbank IHAG, der in der Nähe des Paradeplatzes liegt, das Salomon-Gessner-Haus, Bührles mittelalterliches Haus und Kulturzentrum im Niederdorf, ferner das Hotel Storchen an der Limmat, das ein bekannter Treffpunkt für Nazi-Agenten war, oder Bührles Textilfirmen im Toggenburg, über die der «Beobachter» im Zusammenhang mit Zwangsarbeit berichtet hat.

Walter Benjamin, der von den Nazis in den Tod getrieben wurde, schrieb, jedes Dokument der Kultur sei zugleich eines der Barbarei.

Gut gesagt. Auch schöne Bilder sind mit schrecklichen Geschichten verknüpft, aber viele ertragen das nicht. Die Janusköpfigkeit der Dinge zu erkennen, gehört zum Geschäft der Historiker. Am Ende ist man immer ernüchtert. Ich sage meinen Studierenden jeweils: Ja, Sie sind empört, aber dahinter steckt eigentlich die Desillusion. Sie ist nötig, denn nur so kann man die Geschichte richtig erfassen. Die meisten Leute denken lieber in Schwarz-Weiss, aber Geschichtsschreibung ist kein moralisches Tribunal.

ANZEIGE

MO 13. DEZ 2021
Stadthaus Winterthur – 19.30 Uhr

LUCIAFEST MIT MALIN HARTELIUS
Schwedische Weihnacht – «Jul i folkton»

SOPRAN Malin Hartelius
NYCKELHARPA Torbjörn Näsborn
VIOLINE Pär Näsborn
KONTRABASS Sébastien Dubé
GITARRE Perry Stenbäck

TELEFON +41 52 620 20 20 MUSIKKOLLEGIUM WINTERTHUR